

AUFTAKT: AUF DIE VIELFALT!

März 2016. Eigentlich liegen auf den Hängen meiner Zweifel noch viel zu viele Schatten. In den letzten Wochen sind Vergangenheit und Gegenwart schlichtweg zu nah beieinander gewesen. Auch bin ich noch viel zu sehr in die gerade geführten Gespräche mit Peter Maffay vertieft, als dass ich unsere Echo-Rede wirklich konzentriert aufs Papier bringen könnte. Ich fange immer wieder von vorne an, gehe jede einzelne Zeile nochmal durch: Ist das wirklich passend? Ich fasse immer und immer wieder in die Farbpalette meiner inneren Vorstellungskraft: Wie wird das alles sein? Ich sehe unsere Fans, sehe unsere Familien zu Hause vor dem Fernseher, sehe aber auch unsere schärfsten Kritiker. Sind es die richtigen Worte? Oder fange ich es doch ganz anders an?

Stefan und meine Bandkollegen sind sich einig: Die Mail muss jetzt endlich raus. Die Echo-Veranstalter haben gerade erneut angerufen, um auf die Dringlichkeit hinzuweisen. Und noch ein paar Tipps zu geben: „Ein paar kurze, knappe Sätze. Probier einfach eine Balance zu finden

zwischen Dankbarkeit und Wertschätzung für die Fans, Friedenspfeife rauchen und trotzdem nicht dem Schwanz einziehen. Lass die Vergangenheit zu diesem leidigen Thema am besten ganz weg.“

Tja, das wird eine Wanderung über einen verdammt schmalen Grat werden. Einmal ist da die Unsicherheit, ob man uns am Schluss nicht doch wieder vor einem Millionenpublikum aufs Abstellgleis schiebt. Dann die Stimme des schwarzen Engelchens auf meiner linken Schulter, die mir ins Ohr zischt: „Sag doch einfach nur ‚Fickt euch alle, ihr Heuchler! Wir brauchen euch nicht und werden euch auch in Zukunft nicht brauchen!‘“

Was ich natürlich nicht tun werde. Obwohl es sich in meinem zermarterten Hirn nicht mal falsch anfühlt. Und dann sind da noch zwei andere Dinge, die uns fast wie böse Omen vorkommen: Heute Abend haben wir eigentlich eine ausverkaufte Show in Emden zu rocken – und die ist nur dann spielbar, wenn wir bei der Echo-Verleihung ganz am Anfang drankommen und dann sofort in den Flieger steigen. Doch gerade eben haben wir erfahren, dass das von uns gecharterte Flugzeug, das uns nach Emden bringen soll, am Nachmittag in einen Vogelschwarm geflogen ist und nun mit zertrümmerter Schnauze im Hangar steht. Na prima. Wenn es läuft, dann läuft es.

Ach ja: Peter Maffay, für mich ein sehr menschlicher und mutiger Künstler, der unsere Echo-Laudatio halten sollte (und mit mir die Rede geschrieben hat), wurde kurzfristig in eine andere Kategorie verschoben. Dass wir als Band nicht gerade Everybody's Darling sind, wissen wir selbst. Dass aber die Echo-Veranstalter über Stunden schlichtweg gar niemanden finden konnten, der uns den Echo für die Kategorie „Rock national“ überreichen will, ist heftig. Alex Wesselsky von Eisbrecher übernimmt den Part schließlich.

Ja, der Echo und wir – das ist und bleibt auch im Rückspiegel betrachtet eine unheilige Allianz. Ein bisschen wie eine Beziehung, in der von Anfang an der Wurm drin ist und es irgendwie nicht passt. Und man versucht es doch immer wieder, obwohl es keinen Sinn hat. Eine Hassliebe, die in den letzten Jahren wirklich absurde Blüten getrieben hat: Wir wurden nominiert, aber jemand anders hat gewonnen. Wir wurden nominiert und dann wieder ausgeladen. Wir wurden nominiert und haben freiwillig auf den Preis verzichtet. Und jetzt sind wir wieder nominiert und werden das vermaledaite Ding anscheinend auch wirklich erhalten – und annehmen. Auch wenn ich immer noch nicht ganz sicher bin, ob es die richtige Entscheidung ist.

Denn das, was 2013 passierte, sitzt uns noch allen tief in den Knochen ...

2013. Im Grunde wär's ein Grund zur Freude gewesen: Frei.Wild war für den Echo nominiert. Den durch uns offenbar angesägten und später durch zwei Rapper endgültig zu Fall gebrachten Musikpreis, mit dem jedes Jahr die Künstler mit den höchsten Verkaufszahlen ausgezeichnet wurden.

Doch dann kam alles anders: Wie aus dem Nichts tauchte der selbst ernannte (und unter Pseudonym agierende) „Enthüllungsjournalist Thomas Kuban“ auf und berichtete bei Günther Jauch von seinen Undercover-Besuchen auf Naziband-Konzerten. Er zeigte mit versteckter Kamera gefilmte Aufnahmen von Hitlergrüßen und eindeutig rechtsextremen Parolen. So weit, so schlimm. Leider mischte er uns aber als gänzlich falsche Gewürzzutat in denselben Topf. Aufnahmen von uns? Natürlich Fehlanzeige. Weil es kein entsprechendes Material gab und gibt, was seine kruden Thesen untermauert hätte. Kein Problem für ihn – aber für uns beinahe der Todesstoß.

Wohl getriggert durch die tendenziösen Behauptungen dieses „Kuban“ kündigten die ebenfalls nominierten Bands Kraftklub und MIA an, die Echo-Verleihung boykottieren zu wollen, da Frei.Wild mit rechtem Gedankengut in Verbindung gebracht werde. Weitere Bands schlossen sich dem Anti-Frei.Wild-Zug an: Die Ärzte, Casper, K.I.Z, die Broilers, die Toten Hosen, Jennifer Rostock, Jupiter Jones. Bis zum Abend hielten die Echo-Veranstalter stand und sagten, es gebe keinen Grund, uns auszuladen. Doch schließlich knickten sie ein und strichen uns von der Nominierungsliste.

Doch damit nicht genug: Ganze Häuserwände in deutschen Städten wurden danach mit „Fuck Frei.Wild“ oder ähnlichen Phrasen beschmiert. Antifa-Gegendemonstrationen vor, während und nach

unseren Konzerten standen auf der Tagesordnung. Ein halbes Weltwunder eigentlich, dass nicht der eine oder andere Fan, der sich fortan bespucken, anschreien und als Nazi betiteln lassen musste, die Fassung verloren hat. Der Spiegel, die TAZ, die Süddeutsche, sämtliche Fernsehsender von ZDF bis RTL, plötzlich hatten alle eine Meinung zu Frei.Wild – und zwar keine gute. Was es da an Widersprüchen, Falschaussagen, Vermutungen und Behauptungen zu hören und zu lesen gab, war nicht zu fassen. Von willkürlichen Angriffen anderer Bands, aber auch diffamierenden „Experten“-Veranstaltungen in Jugendzentren und Schulen ganz zu schweigen, zu denen wir natürlich nicht selbst eingeladen waren. Plötzlich hatte gefühlt jeder das konsequenzenlose Recht, ja fast schon die menschlich-moralische Pflicht, sich gegen Frei.Wild zu positionieren.

Unter dem öffentlichen Druck begannen auch Veranstalter und Festivalponsoren abzuspringen. Über Wochen wussten wir bei keinem einzigen Konzert bis kurz vorher, ob wir überhaupt spielen dürften. Auch Bürgermeister und Lokalpolitiker warfen sich plötzlich öffentlichkeitswirksam in die sich drehende Moraltrammel. Oder kurbelten kräftig mit am Frei.Wild-Fleischwolf – so fühlte es sich jedenfalls für uns an.

Es war eine verdammt einschneidende Erfahrung, mit vielen schlaflosen Nächten und einem angeschlagenen Team. Ich konnte es nicht fassen: Jemand erhebt irgendwelche Vorwürfe, streut sie ins Netz und muss diese nicht mal mit stichhaltigen Argumenten oder Beweisen unterlegen, um einen Sturm auszulösen, der sämtliche Rechtsgrundlagen mit Füßen tritt.

Denn wirklich ans Zeug flicken konnte uns eigentlich niemand was. Zumindest nicht die Organe, die aus rechtlich-demokratischer Sicht zur Wahrung der Kunst- und Meinungsfreiheit installiert wurden. Weder Gerichte noch der Verfassungsschutz noch die dafür zuständige Bundesprüfstelle, ja nicht mal der eigens wegen uns ins Leben gerufene Echo-Ethikrat konnten in unseren Texten irgendetwas finden, was den Ausschluss von der Nominierungsliste gerechtfertigt hätte.

Dennoch – fortan wurde Frei.Wild als Speerspitze der rechten Mainstream-Musikwelt gehandelt. Das mehr und mehr aufkommende Phänomen der „Cancel Culture“ versetzte uns täglich neue schwere Schläge. Ganz egal, wie viele Interviews wir gaben. Ganz egal, wie offen und selbstkritisch ich mit meiner Vergangenheit umgegangen war: meine Worte zerschellten an der „Interessiert uns nicht“-Wand. Fakt war, dass unsere Aussagen und Texte so lange in die jeweils dienliche Richtung gebogen wurden, bis sie dem Ziel des Zeitungsartikels und der Meinung der eigenen Bubble entsprachen. Ja, es war Hardcore.

Je mehr wir betonten, dass wir zwar sicher für eine konservative Südtiroler Wertehaltung stehen, nicht aber für Ausgrenzung, Überheblichkeit oder gar Menschenverachtung, desto mehr gewann der fast schon reflexhafte Gegenwind an Macht.

Die Folgen dieser Kuban-Jauch-Sendung setzten so ziemlich alle Regeln außer Kraft, an die wir bis dahin geglaubt hatten. Treue Partner wurden zu Ex-Partnern, befreundete Bands wollten plötzlich nichts mehr mit uns zu tun haben. Veranstalter, für deren Event wir fest gebucht waren, vergaben den Slot lieber an andere – immer dem Druck der anderen auftretenden Künstler oder Sponsoren geschul-

det. Wie oft hörten wir: „Jungs, ich mag euch echt total. Nehmt mir das bitte nicht übel, aber ich muss euch kicken. Sonst gehe ich mit euch gemeinsam unter. Das versteht ihr doch sicher.“

Einen Scheiß verstanden wir. Wir sahen uns in eine Ecke gedrängt, in der wir nicht sein wollten. Eine, für die wir auch überhaupt nicht standen. Insbesondere ich selbst, letztlich der Siede- und Reibepunkt der ganzen Sache, hatte das ekelhafte Gift der braunen Skinhead-Szene doch schon in meiner Jugend gekostet und nach drei Jahren mit großem Ekel wieder ausgekotzt. Noch einmal Spielball für Haser und Unbelehrbare? Noch einmal Hass über Liebe? Noch einmal stumpfe Gewaltfantasien und verdammte Kreuze mit Haken?

Niemals! Dafür stehe ich nicht, dafür stehen meine Lieder nicht, dafür steht Frei.Wild nicht. Hört mir einfach zu, filtert meine Lieder, ich stelle mich – aber bleibt bitte fair. Gebt mir eine gerechte Chance, mich zu zeigen, wie ich wirklich bin. Lasst mich einer von denen sein, die sich geändert haben und sich in der Mitte der Gesellschaft sawohl fühlen.

Mein Wunsch nach Gerechtigkeit ließ damals nur eine Möglichkeit zu: Innerlich zwar fast zu explodieren, aber nicht die Fassung zu verlieren. Ich habe so oft Lust verspürt, den einen oder anderen Journalisten aus dem Backstageraum zu werfen. Aber genau das wäre eine Niederlage gewesen – für mich, für die Band und auch für unsere Fans. Und die Bestätigung, dass ich mich doch nicht verändert hätte. Also erklärte ich mich gebetsmühlenartig immer wieder. Stellte mich den immer gleichen Fragen. Und sollte zu Themen Stellung beziehen, die selbst hochgebildete Politikwissenschaftler ins Grübeln gebracht hätten.

Und dennoch, ich suchte weiter den Dialog. Und ich suche ihn bis heute. Ich bin einfach der tiefen Überzeugung, dass die einzige

Möglichkeit zur Annäherung im Gespräch liegt. Auch wenn ich den ersten Schritt machen muss – falscher Stolz und eine enttäuscht-bockige Haltung führten mich bis heute nicht ein einziges Mal ans Ziel. Nicht an das Ziel, das ich mit meinem Leben, meinen Liedern, meiner Musik erreichen möchte.

Nicht mit Leuten zu sprechen, sondern über sie, Menschen auszugrenzen und abzulehnen, ohne sich ihre Seite des Ganzen anzuhören – das bewirkt immer nur, dass alles noch schlechter wird. Genauso war es in meiner Rightwing-Sturm-und-Drang-Jugendzeit: Je mehr Menschen mir die kalte Schulter zeigten, umso mehr bäumte ich mich gegen sie auf. Je mehr Menschen mich als Nazischwein bezeichneten, desto mehr wollte ich mich von ihnen abgrenzen. Und desto radikaler vertrat ich Ansichten, die der nackten Provokation dienten.

So sind wir Menschen nun mal gestrickt. Oder zumindest ich. Niemand wird umdenken oder seine geistigen Systeme wirklich in Frage stellen, wenn die vermeintlich „bessere“ Seite von oben auf ihn herabsieht und auf ihn eindrischt. Meinen jugendlichen Drang nach Rebellion, meinen Wunsch, Grenzen auszutesten, hätte ich weiß Gott besser stillen können, dessen bin ich mir bewusst. Eines weiß ich aber auch: Das beste Auffangnetz meines Lebens war aus Liebe und Verständnis gestrickt – und eben nicht aus Ablehnung und Zorn.

Zum Glück bin ich in dieser Zeit irgendwann auch Menschen begegnet, die genau da angesetzt haben. Die sich meine Meinung geduldig anhörten und mir aus meinem kruden Weltbild zwischen Gruppenzwang und Alkohol keinen Strick drehten. Menschen, die stundenlang mit mir diskutiert und mir das Gefühl geschenkt ha-

ben, mich ernst zu nehmen. Ich dankte es ihnen mit Zuhören und einer wiedererwachenden Offenheit für andere Sichtweisen. Sich auf Augenhöhe zu begegnen, darin lag der Hebel, der in mir ein Umdenken bewirkte.

Langsam aber sicher bemerkte ich, dass mir die Werte und Einstellungen dieser Leute – nämlich Gemeinschaftssinn, Nächstenliebe und Toleranz –, besser gefielen als das, was ich bisher gelebt hatte. Und mit dem ich so viele Menschen enttäuscht und besorgt hatte. Nicht selten auch mich selbst. Ich fing an, mich zu hinterfragen, mich zurück in die Mitte zu bewegen – und schaffte so schließlich den Ausstieg.

**ICH STELLE MICH NICHT, AUCH DICH NICHT
IN IRGEND EIN LICHT
WÖRTE KÖNNEN WAPPEN UND LIEBE SEIN
UND DAZWISCHEN STEHE ICH²**

Ja, ich hätte meine Jugendsünden verschweigen können. Oder zumindest kleinreden. So, wie es viele andere gemacht haben, von denen ich mir eigentlich gewünscht hätte, dass wir diesen Weg gemeinsam zurücklegen würden. Die Prügel gemeinsam beziehen. Ich habe mich aber für die Variante mit offenem Visier entschieden. Und sogar dafür, dieses Visier im Zweifel lieber fast schon übertrieben weit zu öffnen, als mich der Vermutung auszusetzen, ich würde

irgendwas unter den Teppich kehren. Ich wollte mein neues Abenteuer Leben auf keinen Fall mit der berühmten Leiche im Keller starten. Mit dem Faktor Unsicherheit hatte ich schon damals keinen guten Deal.

Meine Zeit in der rechten Skinhead-Szene Südtirols habe ich schon öfter als die beschissenste meines Lebens bezeichnet. Weil auf dem Rückspiegel einfach extrem eklige Scheiße klebt. Ich habe andere Menschen gehasst, die ich weder kannte noch kennenlernen wollte. Ich ignorierte mein eigenes Herz, das mir doch eigentlich genau sagte, was richtig und falsch ist. Ich hatte offensichtlich zu wenig Selbstbewusstsein, um dem Gruppendruck zu widerstehen – und andersherum war ich leider auch oft genug dafür verantwortlich, ihn selbst zu erzeugen. Ich habe viele Menschen bewusst verängstigt. Ich möchte auch gar nicht wissen, wie viele tolle Menschen ich mit meiner kahlrasierten Fratze abgeschreckt und damit für immer verpasst habe. Was für eine verdammte Arroganz ihnen gegenüber – und Zeitverschwendung für mich selbst!

Dass überhebliches, radikales, rassistisches oder ausgrenzendes Gedankengut in schlimme Sackgassen und zu unfassbar viel Leid und Elend führen, brauche ich an dieser Stelle eigentlich gar nicht zu erwähnen. Davon zeugen viele, viele Zeilen aus meiner Feder. In meinen Songs. Ich tu's an dieser Stelle trotzdem nochmal. Ich werde nicht aufhören, genau vor diesen falschen Wegen zu warnen. Und andere bei der Entscheidung für einen besseren Weg in ihre Zukunft zu unterstützen. Für gesunde Werte zu kämpfen und für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit einzustehen.

Gerne auch mit überspitzt-provokativer Kunst, die ich nach wie vor als effektivsten und verlockendsten Köder für verirrte Seelen sehe. Vor allem diejenigen, die ihr Leben noch vor sich haben: junge Menschen.

Wisst ihr, was ich mir wünschen würde?

Dass in unser aller Hirne und Herzen eine Art von neuer Fehlerverzeihkultur wächst. Nur so können wir Gräben schließen. Also: Treten wir doch endlich in einen Dialog ein – ohne einseitige moralische Absolutheitsansprüche. Lasst uns über unsere unterschiedlichen Sichtweisen sprechen und auch gern hart diskutieren. Ich liebe solche von mir aus auch lauten und wild geführten Gespräche. Eine Diskussionskultur – wenn sie anständig gepflegt wird – ist unumgänglich, sei es auf dem Schulhof oder am Arbeitsplatz in der Kaffeepause. Weil dadurch etwas in Bewegung gesetzt wird, etwas Neues wächst, das über sofortiges Ablehnen des Anderen und Andersartigen hinausgeht. Im einfachsten Fall ist man sich seiner eigenen Meinung danach sicherer. Im besten Fall hat man mehr Verständnis für alternative Positionen gewonnen. Mauern aufgebrochen und vielleicht sogar die Fähigkeit erlangt, sich besser in die Lage des anderen hineinzusetzen.

Statt diesen ewigen Angriffs- und Verteidigungskämpfen gäbe es so viel Potenzial, uns gemeinsam um die zu kümmern, die wirklich Hilfe brauchen und gehört werden sollten. Menschen, die aufs Abstellgleis gerieten, vom Schicksal Gebeutelte, unterdrückte Kinder, missbrauchte Frauen, Jugendliche in Drogenhöllen, Verarmte, Geflüchtete, Depressive. Die Liste derer, für die wir unsere Energien bündeln sollten, ist schier endlos.

Es ist wunderschön und ein hohes Gut, dass es so viele unterschiedliche Meinungen gibt. Und dass wir in einer Demokratie leben, in der das Recht auf freie Meinungsäußerung im Grundgesetz verankert ist. Leider werden heute in öffentliche Debatten nicht selten eher Etikettierungen verteilt statt Argumente ausgetauscht. Genau das hat in meinen Augen zu einem weitaus eingengeren Diskussionsklima geführt, als ich es mir wünschen würde. Ich finde es gut, wenn sich Menschen aneinander reiben. Sich auseinandersetzen. Aber miteinander. Genau das sehe ich als eine total wertvolle und einzigartige Fähigkeit der Menschheit an. Genau das unterscheidet uns nämlich von Steinen, die nur rumliegen und nichts sagen. Lasst uns also aufhören, Steine zu sein. Oder welche zu werfen. Und lieber miteinander reden. Egal wie hart es wird.

Ich fang mal an und erzähl euch meine Geschichte. Ich möchte euch mitnehmen auf die Reise, die mein Leben beschreibt. Ein Leben, das einerseits nach Freiheit, andererseits nach Kuhstall, Heimatidyll und – für viele zu – konservativem Rock riecht. Ich habe nicht vor, irgendwas kleiner zu reden, als es war. Ich möchte sowohl Niederlagen als auch Erfolge teilen. Möchte für mich Dinge klar kriegen und vielleicht dem einen oder anderen den Spiegel vorhalten.

Es ist nun mal so, dass das Leben keine lineare Einbahnstraße ist, sondern ein Marsch über Gipfel und durch Täler. Eine kurvige Schussfahrt. Manchmal auch eine Hängepartie. Von Niederlagen, offenen Händen, Dreck, Sturm und Regen begleitet. Aber auch von Sonne und himmlischen Gefühlswelten. Nie gleich, nie fehlerfrei, nie allein. Die nächste Falltür wartet schon, das nächste Katapult ebenso. Und immer neue leere Seiten, die nach frischer Tinte gieren.

SOLANGE DU MICH NICHT KENNST
WIRST DU MICH NICHT VERSTEHEN
BEDROHLICH RAGT DIE ÜBERZEUGUNG ZUM HIMMEL
ICH WILL NICHTS ANDERES ALS DU
KNÖPFE MIR DIE WELT VOR
MIR LÄSST DER IRKSINN AUCH KEINE RUH
HALTE EISERN AM LAMM FEST
DOCH ICH LASSE MICH GERNE BELEHREN
SEINE MEINUNGEN AUF DEN PRÜFSTAND ZU STELLEN
HEISST EINFACH BESSER ZU WERDEN³

